

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.



Zum Erlaß des Staatsministeriums.

Der Erlaß des Staatsministeriums an die politischen Beamten, den wir in der Morgenansage an der Spitze des Blattes abgedruckt haben, mußte wegen seiner Milde dahin aufgeführt werden, daß eine Maßregelung einzelner politischer Beamten nicht mehr beabsichtigt sei, und so haben denn auch gleich viele verschiedene Zeitungen die Rundgebung in diesem Sinne ausgelegt.

Man kommt aber heute das Organ des Gesamtministeriums, die Berliner Korrespondenz, um in einer zu ungewöhnlicher Stunde erscheinenden Ausgabe folgende Darlegung zu bringen:

Das Staatsministerium bringt in einem Erlaß vom 31. August er. den politischen Beamten in eindringlicher Weise in Erinnerung, daß sie in ihrer amtlichen Stellung berufen und verpflichtet sind, die Regierungspolitik zu unterstützen und zu fördern, keinesfalls aber sich für berechtigt erachten dürfen, derselben Hindernisse in den Weg zu legen. Diese Rundgebung wiederholt im Wesentlichen nur diejenigen Grundsätze, welche auch bisher in Geltung waren und im Laufe der Zeit den Beamten in amtlicher Lage schon mehrfach von Neuem eingepflichtet worden sind. Wie die Staatsregierung zur Erfüllung der ihr obliegenden Aufgaben und zur Durchführung der von ihr angeordneten Maßnahmen der willigen und eifrigen Hingabe seitens der Beamten nicht entbehren kann, darf sie auch nicht darauf verzichten, daß die zu unmittelbarer Vertretung der Regierungsabsichten, insbesondere in den Provinzen und Kreisen, berufenen höheren Verwaltungsbeamten in der Hauptache der vom Staatsministerium vorgezeichneten Richtungslinie folgen. Diese Forderung ist um so unerlässlicher, wenn es gilt für große und neue nationale Zielsetzungen, deren Erreichung die Allgemeinheit nur allmählich zu erkennen vermag, in der Bevölkerung Verständnis zu wecken und den Boden zu bereiten. Wer ungeachtet seiner Stellung als politischer Beamter die ihm obliegenden Aufgaben und gar noch die Regierungspolitik durch Begünstigung von Sonderbestrebungen oder partikulären Interessen erschwert, verfehlt gegen die Amtspflichten, zu deren Erfüllung er durch den Eintritt in den Staatsdienst sich bereit erklärt hat, sein Verhalten handelt, mit allen Traditionen der preussischen Verwaltung im Widerspruch.

Die Staatsregierung hat aus den Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit gelernt, daß die Lehren, die sich aus dem Verhalten einzelner Beamten in den Grenzen der politischen Befugnisse, welche im vorgezeichneten Erlaß errentet gewesen worden sind, bezieht über unbewußt überschritten hat. Die Staatsregierung hat aber eine solche Aktion um so weniger hinwegsehen können, als es sich im vorliegenden Falle um Fragen handelt, die noch im Innern des Reiches die Meinungen und das Zusammenhalten der Parteien teilen, die daher einer aufmerksamen Tätigkeit und einer vorurteillosen Haltung seitens der Träger der Regierungspolitik bedürftig sind. Die Staatsregierung hat daher die betreffenden Beamten nicht in ausreichender Weise in allen Beziehungen den höchsten Anforderungen, die im Interesse des Reiches und in Anbetracht der auf ihnen ruhenden Verantwortlichkeit an sie zu erheben sind. Die Staatsregierung hat sich daher entschließen müssen, eine Anzahl politischer Verwaltungsbeamten mit Wartegeld einzuweisen in den Ruhestand zu versetzen.

Es mag hierzu bemerkt werden, daß die Staatsregierung bei ihrer Entscheidung selbstverständlich nicht die Stellungnahme der betreffenden Beamten in ihrer Eigenschaft als Landtagsabgeordnete zu den Tagesfragen, sondern lediglich deren Verhalten gegenüber den besondern Absichten des von ihnen gegenwärtig besetzten Amtes in Betracht gezogen hat.

Die vaterländische Gesinnung und das ausgeprägte Pflichtgefühl des preussischen Beamtenstandes werden, wie nicht zu bezweifeln, dazu mitwirken, in Zukunft Geschehnisse hintanzulassen, die ohne jetzt das Eingreifen der Staatsregierung notwendig gemacht haben.

Es steht hiernach jetzt außer Zweifel, daß eine Anzahl politischer Beamter zur Disposition gestellt worden ist, weil anlässlich ihrer Abmündung über die Kanalvorlage sich gezeigt hat, daß ihre Ansichten von denen der Regierung so weit abwichen, daß nach Ansicht der letzteren ein Zusammenarbeiten mit diesen Beamten nicht mehr angängig erscheint.

Es dürfte sich bei der Maßregelung um jene zwei Regierungspräsidenten und zwanzig Landräthe handeln, die in Abgeordnetenkreisen gegen die Kanalvorlage gestimmt haben.

Nach dieser Erklärung der offiziellen Ministerialkorrespondenz weiß die öffentliche Meinung wenigstens, was der wachsende erhobene Finger des Herrn Reichskanzlers zu bedeuten hatte. Von einer Entlassung von Verwaltungsbeamten ist thatsächlich nicht die Rede. Die Herren werden vielmehr einfach ihrer Dienstpflichten enthoben und auf Wartegeld gesetzt. Diese ihnen auferzwungenen Mühe werden die Herren hoffentlich dazu verwenden, um sich über die wirtschaftliche Bedeutung des Mittelkanalprojektes besser zu unterrichten, als es bisher der Fall gewesen ist. Wir lesen nämlich bei den frankreichenden politischen Beamten voraus, daß sie bei ihrer Abmündung lediglich ihrer wirtschaftlichen Überzeugung von der Schädlichkeit jenes Projektes gefolgt waren. Nun sind bekanntlich unsere Verwaltungsbeamten so sehr mit Berufsarbeiten überlastet, daß ihnen nur in den seltensten Fällen Zeit genug zu dem Studium einer Spezialfrage übrig bleibt. Jetzt haben die Herren vollst. Mühe, ihre bisherige Überzeugung auf Grund einer durch vertiefte Studien gewonnenen besseren Erkenntnis zu ändern.

Sollte dieser Überzeugungswechsel indessen bis zur nächsten Vorlage des Mittelkanalprojektes nicht eingetreten sein, dann erst würde die Drohung zur Wahrheit werden, welche der Reichskanzler in seinem gestrigen Erlaße andeutet hat, nämlich daß für den Fall, daß die politischen Beamten wiederum einen Anlaß zur Unzufriedenheit seitens der Staatsregierung geben würden, abgesehen von der Notwendigkeit verlegt werden würde, weitergehende Maßnahmen zu treffen, das heißt mit definitiven Entlassungen der frankreichenden politischen Beamten vorzugehen. Man ersieht hieraus deutlich, wie mühsam und zielbewußt unsere „harte Regierung“ gegen ihre politischen Beamten vorgehen entschlossen ist — falls nicht in der Zwischenzeit wieder ein anderer Wind wehen sollte.

Graf Rumbold-Sturm, der Führer der Rechten in Kampfe gegen den Kanal, ist, wie dem „Hörs.“ mitgeteilt wird, von der Politik getrieben worden.

Als eine „öffentliche Ausrufung“ des Bundes der Landwirte gegen die Industrie bezeichnet das Organ des Bundes der Industriellen das Verhalten der agrar-konservativen Mehrheit bei Ablehnung der Kanalvorlage im Abgeordnetenhaus. Die dort geleistete „Kampftat“ gelte nicht allein der Monarchie, sondern auch dem Reichskanzler zu einer unbedingten Verantwortung habe der Reichskanzler den „eigentlichen Anstoß“ der ganzen parteipolitischen Absichten des Bundes der Landwirte „gewollt“, indem er sagte, daß das Verhalten der Kanalgegner unheilvoll auf das Zusammengehen der aufserhaltenen Elemente des Bundes, namentlich auf das Zusammengehen auf dem Gebiete der Handelspolitik, wirken müsse. In der That bedeute die Ablehnung der Kanalvorlage nichts mehr und nichts weniger als ein „tollkühnes Mandat der Landwirtschaft mit Bezug auf den Abschluß künftiger Handelsverträge“. Die Kanalvorlage soll für den sogenannten parlamentarischen Ringkampf bis zu den Handelsverträgen offen erhalten werden, damit die bekannte Do-ut-des-Politik betrieben werden kann, das heißt, der Bund der Landwirte wird alsdann fordern: Gebt uns hohe Kornzölle, so bewilligen wir euch den Kanal! Die Industrie wäre nicht abgeneigt gewesen, so weit wie irgend möglich mit der Landwirtschaft bei Gelegenheit der Handelsverträge zuzugestehen; das gute Einvernehmen zwischen dem Centralverband deutscher Industrieller und den Agrariern sei schon vor Jahresfrist angestrebt worden, damals, als der Generalversammlung des Bundes der Landwirte, habe man aber erklärt, daß die Landwirtschaft gegen Handelsverträge oder wenigstens gegen solche mit langer Dauer sei. Es liege also eine Wiederholte und zwar unvorsichtige Abgabe an die Industrie vor, die, wie der Reichskanzler andeutet habe, nicht ohne unheilvolle Folgen bleiben

werde. Deutschland sei bereits zum Industriestaat geworden, die Industrie stehe zur Landwirtschaft in dem Verhältnis von etwa zehn zu achtenthalb Millionen Erwerbstätigen; sie werde — was schon angeregt sei — sich um so fester in einem alle Gruppen umschließenden „Deutschen Industrievath“ vereinigen, um bei dem Kampfe in der Handelsvertragspolitik jedem Ansturm „wie ein Fels im Meer“ zu begegnen. Des Weiteren erinnert das genannte Organ an das Schicksal der Agrarkonservativen Englands, an die Entwicklung der Industriebezirke in Westdeutschland, wo die Industrie ihre Herrschaft bereits vollständig angetreten habe, und wo die Landwirtschaft, Hand in Hand mit der Industrie, weder eines „Bundes“ noch einer Landwirtschaftskammer bedürfe. Der Artikel tönt in dem beschönigten Schlusssatz aus: „Es ist Aufgabe der deutschen Industrie, die deutsche Landwirtschaft, ebenso wie das deutsche Handwerk, durch beständige Wechselwirkung und gegenseitige Befruchtung zu fördern, in ihrem Bestande zu erhalten, sie zu reorganisieren, auf die Stufe der modernen Kulturwirtschaft zu erheben und gerade durch den Industrialismus der Industrie allezeit ebenbürtig, dem deutschen Vaterlande aber lebensfähig zu erhalten.“

Der Prozeß Drehsfus.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

△ Rennes, 1. September.

Der Beumund eines Zeugen.

Am 1/7 Uhr wird die Sitzung eröffnet. Präsident: Ich muß zuerst die Anwesenheit verlesen lassen, die über die Moral eines Zeugen eingezogen worden ist. Ich hätte dem Antrage nicht zugestimmt, wenn der Zeuge ihn nicht selber bekräftigt hätte.

Der Greffier verliest eine Anzahl Zeugnisse der Behörden des Heimatsortes des Herrn Du Breuil (des Zeugen, der Drehsfus mit einem fremden Aktiende bei Madame Bobson gesehen haben will). In dem ersten heißt es, du Breuil war nie Pferdeshändler, er ist Grundbesitzer. Er ist absolut ehrenhaft, seine Familie eine der ältesten der Gegend. Die anderen Zeugnisse lauten ähnlich.

Der Verteidiger Demange fragt, ob die Akten des Prozesses eingegangen sind, den du Breuil mit einem Pferdeshändler gehabt hat. Du Breuil verlangt das Wort: Ich bringe selbst die vollständigen Akten bei.

Demange: Auch das Urteil? Du Breuil: Auch das Urteil. Der Zeuge liest einen Brief vor, worin sein Prozeßgegner sein Verlangen auspricht, daß die Beistehende diese Angelegenheit berührt haben, und erklärt, du Breuil sei ein hoher er Gegner gewesen. Der Zeuge fährt fort: Maître Bobson hat mich in einer Weise, die ich Ihrer Beurteilung überlasse, angegriffen. Ich war 1887 der Einzige, der ihn über die verbrecherischen Intrigen Drehsfus verhandelt geschäftet und davon schon 1887 mehreren Freunden Mitteilung gemacht hatte. Einer derselben befindet sich mir jetzt in einem Brief. Der Zeuge verliest den Brief eines gewissen Dubuc, worin dieser bestätigt, du Breuil habe zu ihm von dem Hause Bobson, von Drehsfus und dem feindlichen Aktiende gesprochen und gesagt: Ich gehe nicht hin, da ich nicht alle verstehe, was dort geredet wird, weil man viel deutsch spricht.

Der Zeuge: Ich bitte, den Angeklagten zu fragen, in welcher Epoche seine Verbindung mit Madame Bobson abbrach. Drehsfus: Ich glaube, daß ich Frau Bobson 1887 nicht mehr sah. Siehe nicht mehr 1889.

Du Breuil: Im fotografischen Bericht habe ich gelesen, daß Drehsfus behauptet habe, Frau Bobson 1886 nicht mehr gesehen zu haben. Ich habe auf der Reise zwei Personen getroffen, die bereit und im Stande sind, Bestimmtes über die Verbindung Drehsfus mit Frau Bobson auszusagen. Es sind zwei ehemalige Kammerdiener, (Geldarbeiter). Der Zeuge verliest den Brief eines dieser Kammerdiener, worin es heißt, Drehsfus kam noch 1887 und sagte das Haus Bobson auf, hauptsächlich nachmittags, wenn Herr Bobson abwesend war. (Kronisches Gelächter.)

Tropisches Ungeziefer.

Don [Nachdruck verboten.] R. Henne am Rlyn.

Man wandelt nicht ungefragt unter Palmen, und man wohnt auch nicht unter solchen, ohne zu manchen mit in den Kauf nehmen zu müssen, woran sich ein Europäer und vor allem eine Europäerin nur schwer gewöhnen kann. Wir sind in unserem angenehmen Klima, das der aller großen Vermehrung des Ungeziefers ja schon durch den allfährlich wiederholenden Reicht Einhalt thut, so verwendet, daß wir schon die Anwesenheit „stelenweiser“ Schaben sehr empfinden und uns aber gegen Wanzen und Wollweber recht auflegen können. Was ist aber die europäische Tropenbewohner fagen, welche einen unaußersicheren Kampf gegen tausend Eindringlinge, nicht nur schädliche, sondern auch gefährliche, führen und, sich trotzdem fagen müssen, daß das Ungeziefer wohl nur noch niedergebhalten, aber niemals gänzlich verdrängt werden kann?

Da ist zum Beispiel auf den Samanku vor allem der große Taubenfluh, von den Malaien „Bipan“ genannt, zu furchten, ein Geschöß, das bei den meisten, wenn nicht allen Europäern Fiel und Abstoßen zu erregen pflegt. Der Bipan, manden Bienen vielleicht aus der Süden Europas, so er in fieserer Ausgabe häufig vorkommt, von demamt, A Einzel sehr bösartigen Spielart anischer. Er wird bis zu schicklicher Länge von 1 Centimeter breit und ist von verächtlichen fangen bezeugt er zu recht gefährlichen Wesen, welche auf sehr starke Geschwulsten und schwere fiebererregenden den Wänden, in den Aufhängen der Wohnhäuser zu ersten, unter Schränken zc. zu finden, wandert aber, wenn ein Haus anseht, häufig zu werden, indem das Holzwerk vermodert, sich in die auf hohen Pfählen stehenden Wohnhäuser ein und in im Staube. Einem den Aufenthalt in einem solchen Gebäude gründlich zu verleben, ist er dringt in die Wäschekörbe und überhaupt alle Winkel, steckt hinter den Bildern an der Wand, zwischen den Bildern, in den Schränken, kurz überall, wo eine Spalte oder Öffnung ihn ein Versteck bietet und kommt nicht nur in die Wälder, läuft den Schlafenden über Gesicht und Körper und beißt auf die empfindlichste Weise, wenn man sich nicht abgeschreckt, mit der Hand abzuwehren will oder greift. Ich hatte längere Zeit das Vergnügen, in einer solchen alten verwitterten Kiste zu wohnen, der der da Bipan als ihr Eldorado betrachtet wurde, und trotz noch schließlichen nur so einigemmaßen der äußeren widerstehen Thiere erwehren, daß ich ihnen den Aufenthalt durch fleißiges Spritzen mit Petroleum in alle Fugen und Winkel unangenehm machte und mich Nachts durch doppelte, sehr sorgfältig geschlossenen „Klammer“ Moskitonetze schützte. Einmal Tages hatte ich einen großen Bipan sogar in meinem Wäscheschamm gefunden!

Reider ist der Bipan nicht der einzige seiner Gattung, er hat noch einen Vetter in dem sogenannten „Kosporowurm“, „Kali Maia“, der Malaien „Drehsfus“ wird von vielen ebenfalls Tausendfach genannt, die aber im Verhältnis zum Bipan eigentlich Millionenfache sind. Es ist ein nur bündelndes, langgestrecktes Wesen mit mühseligen Beinen, von derselben Farbe wie der Bipan, aber viel langameren Bewegungen. Während der mit erkanntlicher Schnelligkeit vorwärts kommt, kriecht der Kali Maia mit seinen vielen Beinen meist nur langsam an den Wänden herum, beschleunigt seine Schritte ab, allerdings auch bedeutend, wenn er sich verfolgt fühlt, in Zustände

der Erregung, besonders wenn er berührt wird, giebt er einen intensiven phosphoreszirenden Schein von sich. Der Kali Maia wird von den Eingeborenen ungemein gefürchtet, da sie ihm das Getafte zuschreiben, den schlafenden Menschen in Nase und Ohren zu kriechen, um sich im Innern dieser Organe festzusetzen. Sehr gefährliche innere Geschwüre sollen die Folge sein, ja der Tod soll in manchen Fällen eintreten. Ich halte dies durchaus nicht für unwahrscheinlich, denn ich habe selbst an Menschen herumkriechen, und daß er Pöhlungen aufsucht, entspricht der Natur solcher Thiere. Daß in einem solchen Fall wirklich Krankheitserscheinungen auftreten müssen, erscheint mir ebenfalls selbstverständlich, da das Thier sehr giftige Eigenschaften hat, was Jeder weiß, der nur einmal einen Kali Maia berührt hat. Wir selbst sind diese Thiere verschiedenlich aber bloße Stellen der Haut gefaßt, und jedesmal sahste ich darauf an der betreffenden Stelle ein unerträgliches Jucken und Brennen, das mehrere Stunden anhält. Einmal fuhr ich aus dem Schlafe, weil mich etwas im Gesicht kitzelte, griff danach und gedrückte einen langen Kali Maia, wie ich nicht nur an dem hellen phosphoreszirenden Schein an meinen Fingern, sondern auch an einem starken und höchst schmerzhaften Brennen auf meiner Wade spürte. Das Thier scheint, wenn angefaßt, seine giftigen Eigenschaften zu verheerlichen, denn an der betreffenden Stelle entstand eine feuerrote eigenartige Entzündung der Haut, die mir noch einige Zeit zu schaffen gab und mehrere schlaflose Nächte verursachte. Sehr oft beobachtete ich auch, daß ein oder zwei Kali Maia (diese Thiere findet man fast immer zu zweien) sich in meinem Pflanzentopfen eingenistet hatten, der ihnen allerdings in seinen mehrfach über einander liegenden Stocklagen einen ausgezeichneten Schlafpunkt bot. Untersuchte ich den Topf, so war nie einer zu finden, lang ich ihn aber einige Zeit, so

Die auf die in dem Artikel erwähnte Person des ...

Dauch ist der Inhalt des Artikels mindestens als objektiv strafbar zu erachten.

Aber auch der Beschuldigte ist verächtlich, sich bewusst gewesen zu sein, daß die Anfangsworte des Artikels von Personen, welche den Herr nicht kannten, auf den Kaiser bezogen werden konnten und wurden.

Wenn er gleichwohl die Veröffentlichung zuließ, so bezeugt der Verdacht, daß er diese Folge und somit die darin liegende Majestätsbeleidigung in seinem Willen aufgenommen hat.

Es liegt also sowohl objektiv als subjektiv der Verdacht eines Vergehens gegen § 95 des Strafgesetzbuchs vor. Die Zeilunge des "Vorwärts", welche beschlagnahmte ist, kann für die Unterzeichnung dieses Vergehens von Bedeutung sein, auch gemäß § 40 des Strafgesetzbuchs der Eingebung unterliegen.

Wichtig war die Beschlagnahme nach § 94 Strafprozeßordnung geschwiegen.

Berlin, den 29. August 1899. Rgl. Landgericht I, Ferienstrafkammer 3, gez. Gehel, Adv. Nürnberg.

Ausgefertigt (L. S.) gez. Köhle.

Berichtsheiber des königlichen Landgerichts I, Strafammer 5.

Der Oberstaatsanwalt hat denn doch diese Ferieninstruktion eines dolus eventualissimus nicht anerkannt, wonach ein Redakteur haftbar gemacht wird für jede mögliche, offensichtlich falsche Aufstellung irgend eines Verleses.

Das ist eigentlich schade; denn diese kriminalistische Knospe war in so früher Entwicklung begriffen. Wenn man schon dafür bestraft werden muß, daß irgend ein Anderer, der vielleicht nicht gerade von Geistes Graden ist, in eine harmlose Aeußerung mißverständlich einen bösen Sinn hineinlegt, dann sehen wir nicht ein, warum nicht auch gekraft werden soll, wenn eine Aeußerung so beschaffen ist, daß ein Anderer böse Gedanken eines strafbaren Sinns unterzulegen kann.

Es frage sich nur, ob es nicht zu empfehlen wäre, in einem solchen Falle der Vollständigkeit halber auch diejenigen als Mithäter oder Gehilfen mitzubestrafen, welche vorzüglich oder hauptsächlich einen majestätsbeleidigenden Sinn in eine harmlose Aeußerung hineingelegt haben.

Nach einem Telegramm aus Pretoria berief Präsident Kruger den Raad zu einer geheimen Sitzung für gestern Abend, um über Chamberlains letzte Depesche zu beraten.

Staatssekretär Reich besprach die Vorschläge Transvaals, welche Chamberlain in nicht formeller Form durch den britischen Agenten mitgeteilt worden. Chamberlains Antwort habe den Inhalt gehabt, daß falls Transvaal solche Vorschläge mache, wie sie ihm mitgeteilt worden seien, dieselben ihrem Werthe gemäß erwogen werden würden.

In ihrer letzten Mitteilung an die englische Regierung erklärt die Regierung der Südafrikanischen Republik, falls ihre Gegenvorschläge von England angenommen werden sollten, werde der Raad auf gelöst werden und nach erfolgten Neuwahlen in wenigen Wochen das neue Gesetz in Kraft treten. Der Zweck, welchen man mit dieser Handlungsweise verfolge, sei, von Südafrika einen Krieg abzuwenden, der die weittragendsten Folgen haben würde. Gleichzeitig spricht die Regierung ihre Ansicht dahin aus, daß die Bestimmung, wonach ein Auserwahlter von sieben Jahren zur Erlangung des Wahlrechtes erforderlich sei, genüge, den Bedürfnissen der neuen Bürger zu entsprechen.

In Betreff der Durchführung von Kriegsmaterial von ...

„Übermann weiß, daß der Transport von Waffen und Kriegsmunition durch irgend ein Land nicht eine Sache ist, die sich bedingungslos vollzieht, falls nicht jenes Land auf jede Souveränität verzichtet. Man wird verstehen, daß nicht alle Momente für diese Art Transit gut gewählt sind, ebenfalls, daß auch die normalen Anstaltungen ihre Grenzen haben, bei deren Ueberschreitung die Neutralität verpflichtet ist zu verweigern. Man muß auch hinzufügen, daß ein diplomatischer Vertrag existirt, der die Unterzeichnung Englands trägt, in welchem dieses und Portugal gemeinsame Sache machen, und versieht es sich daher, daß dieser Vertrag nicht in seinen Bestimmungen zum Schaden irgend eines der Kontrahenten gebracht werden kann.“

zeit päfflich seinen bestimmten Platz auf dem Tisch einnehmen, um dort seinen Antheil materiell in Empfang zu nehmen.

Weniger angenehm sind die Schlangen, welche manchmal die Badegewässer besuchen, um sich der heißen Feuchtigkeit dafest zu erfreuen, und wenn man sie auch im Allgemeinen bei einiger Vorsicht leicht bemerkt und verschont oder erlegt, so sind die Fälle doch nicht allzu selten, in denen ein Badender von einer solchen Schlange, auf die er unversehens im Halbmittel tritt, gebissen wird und ernsthafte Folgen davonträgt. Wir ist sogar ein Fall bekannt, daß eine nur wohlbekannte Dame in Veli beim Baden von einer großen Schlange, wahrscheinlich einer Mar Luidon, thätlich überfallen und vollständig umringelt wurde. Auf ihr Hilfegeheiß eilten die Hausbewohner herbei, ein beherzter Wurf packte die Schlange am Halbe, und so wurde sie von der entsetzten Baigneuse abgelöst, bevor weiteres Uebel geschehen konnte und ohne daß dieselbe gebissen worden wäre.

Auch in den aus Palmblättern bestehenden Dächern treiben verschönernde Fleener und größere Schlangen gern ihr Wesen, indem sie da allerlei Ungeziefer vertilgen, sich aber zugleich den menschlichen Bewohnern sehr unangenehm machen. Es kommt gar nicht selten vor, daß eine solche Schlange plötzlich vom Dache, das sie ohne Pfand hoch über den Zimmern wölbt, herabfällt und dann ruhig, als ob nichts geschehen, einen Ausweg sucht. In den dunklen Kammern unter dem Hause, die nächst der Badekammer liegen und meist als Werkzeug- und Vorrathsschuppen dienen, schleichen sich sehr oft Schlangen ein und liegen dafest die Mäusegagd ob, was man sich so weit ganz gern gefallen läßt, so lange sie sich von den Badegewässern fernhalten. Eine eckhafte große Kröte macht ferner stets die letzteren unsicher, und es giebt daher Damen, die vor jedem Bad einen handfesten Bedienten in die Badekammer schicken, der mit allen unberechtigten Eindringlingen aufzukommen muß.

Man sieht wohl aus Vorstehendem, daß für eine europäische Kurstadt eine gehörige Post Ueberwindung dazu gehört, sich in Tropenländern heimlich zu machen, aber der sonnige Himmel und die übrigen angenehmen Lebensverhältnisse entschädigen ja auch wieder für vieles, über das man sich im Anfang kaum hinwegsetzen zu können glaubt.

aus dem Leben der Histori, der berühmten italienischen Künstlerin, erzählt ein italienisches Theaterstück viel Interessantes. Abela-Histori zählte gerade vierzig Jahre, als Moncalvo der Direktor der Truppe, in der sie engagirt war, ihr bereits die Rolle der Francesca da Rimini anbot. Diese Rolle spielte seit nicht weiter in Erfahrung, wenn man die schwärz gepöhlte Gesicht aus jener Zeit ansieht, das schon damals, wo sie kaum dem Kindesalter entwachsen war, einen ersten und lebenswichtigen Ausdruck zeigt. Mit zwanzig Jahren über-

Es scheint demnach, daß Portugal sich gegenüber England weiter verpflichtet hat, als sonst von einem neutralen Staate vor Ausbruch direkter Feindseligkeiten erwartet zu werden pflegt.

Die Pest in Oporto.

(Von unserem Korrespondenten.)

Nach den hier aus Oporto einlaufenden Telegrammen stellt sich immer deutlicher heraus, daß es der portugiesischen Regierung mit der angefangenen Isolirung der Stadt nicht besonders ernst ist. Es scheint nur darauf abgesehen zu sein, dem Ausland Sand in die Augen zu streuen und Reklamationen von dieser Seite zu vermeiden. Es werden zwar keine Eisenbahnpässe nach Oporto mehr abgefallen, aber wer abfahren will, braucht nur einen Wagen zu nehmen und bis zur nächsten Bahnhafung zu fahren oder zu Fuß dahin zu wandern, von wo seiner Weiterfahrt nach nichts im Wege steht. Der Berichterstatter des "Liberal" schildert in seinen letzten Telegrammen ganz ergötzlich, wie er die Probe auf dieses Exempel mehrfach gemacht hat, und daß er auch ferner hofft, täglich nach Oporto zu reisen und wieder herauszukommen. Auch das Ziehen des Mittels Oporto, bezogen bei den Kennern der dortigen Verhältnisse nur einem irrischen Wachen. Schon die Schwärze der zur Ausrückung kommandirten Truppen (2500 Mann) erregt bei der großen Ausdehnung des Nordens — beinahe 60 Kilometer — lebhaften Bedenken. Wenn er überhaupt ins Leben treten soll, steht noch gar nicht fest. Einer der portugiesischen Minister meinte dieser Tage, es könnten wohl noch 14 Tage darüber hingehen. Der energische Oberstaatsanwalt Oportos gegen alle Anordnungen der Centralregierung scheint eben jetzt hier nicht ohne Wirkung zu bleiben. Jetzt arbeitet man in Oporto daran, die Errichtung eines Seuchensanitariums in den benachbarten Bifenort Granja zu verhindern, und man hofft — nachdem man die erste Schlacht mit Hilfe von Gouverneur und Bürgermeister gewonnen, nämlich die Ausdehnung des Nordens auf einen großen Theil (von Matosinhos bis Granja) durchgehört hat, der die genaue Beobachtung erschwert beziehungsweise fast unmöglich macht — daß die Errichtung schließlich auch hier wieder nachgeben wird.

Schließlich hat in auch die Epidemiezeit genug gehabt, sich weiter auszubreiten, und wenn sie nicht thun sollte, so sind die portugiesischen Behörden daran jenseitlich ungeschicklich. Tausende haben sich noch in den letzten Tagen, wie den hiesigen Blättern gemeldet wird, in der oben geschilderten Weise, ohne einer ärztlichen Untersuchung unterworfen worden zu sein, aus Oporto entfernt, so daß man die Seuche vorläufig als rein nominal bezeichnen kann! Der sonst nicht gerade bestmüthig bewanderte spanische Consul in Oporto spricht demnach die Ueberzeugung aus, daß in anderen Orten Portugals bereits Fälle von Pest vorgekommen sind, die auf Pestende, die von Oporto kamen, zurückzuführen seien. Verschiedene Orte, wie Garayabado und Barquinha, werden namentlich angeführt. Nichtsdestoweniger scheinen die unmittelbare tödtlichen Fälle sich doch auf die alten, am Fluß gelegenen Stadtheile zu beschränken. Ein an weiter davon entfernt liegenden Punkten vorgekommenen Erkrankungen sollen nicht den furchtbarsten Charakter tragen, der bereits nach wenigen Stunden den Tod verursacht. Die Zahl der in diesen Gegenden, von unglücklichsten Schicksal starbenden Biedeln vorgekommenen Todesfälle dürfte — auch der Jorge vermittelst — weit größer sein, als die amtlichen Berichte zugeben.

Alle hier einlaufenden Berichte stimmen darin überein, daß die Konfession in den von oben kommenden Anordnungen grenzenlos sei. Die Handelskreise veranlassen eine große Kundgebung dagegen. Auch verschiedene Fabriken wurden bereits geschlossen. Im Uebrigen darf man nicht vergessen, daß in Oporto ein unruhiger Staat gegen sich selbst herrscht, dem man vorwiegend mit Weid und Misgünstigkeit die zunehmende Mühle der nöthigen Hofhaltung zu betrachten. Diese Konfuzion in Bezug auf Vertheilungsgewalt spielt nun auch auf politische Gebiet hinüber, und schon beginnt man laut aus Anlaß der letzten Wahlen nach Selbstverwaltung u. s. w. zu rufen, da man Sibonno gar nicht nötig habe und völlig unabhängig leben könne. Daher denn auch die Ueberzeugung aus westlichen Ländern — freilich von den dortigen medizinischen Gesellschaften nicht aus! — daß auch Sibonno furchtbar bedenklich sei; die dortigen Fälle würden aber verheimlicht.

Am Oporto auch von der Seeseite abgeherrert, sind der Kreuzer "Manaster" sowie einige kleinere Kriegsschiffe inzwischen vor der Dueroemündung eingetroffen. Im Anfang unseres Jahrhunderts wurde die Pest thätlich einmal durch Silberboote, die auf hoher See mit einander verkehrten, von Portugal nach Galizien übertragen. Auch an der spanischen Grenze sieht es noch immer nicht aus, als obgehoben von dem Grundstich der Pest an manchen Stellen ja nur sehr schwachen Pforten, kommt es wahrscheinlich auch nicht selten vor, daß den braven Carabinieren dementst einiger

nahm sie die Rolle der Maria Stuart in Schillers Drama. Sie hatte sich eine unendliche Mühe mit dem Studium dieser Rolle gegeben, und sie wurde lebhaft applaudirt. Sie erwartete auch den Glückwunsch ihres damaligen Direktors, Maschero, der an der Spitze der dramatischen Truppe im Dienste der Herzogin Marie Louise von Parma stand. Dieser hatte jedoch nur einen mitleidigen Blick für sie. „Höre, Kind,“ meinte er, „mit dem Aufspieß, das macht sich; aber mit der Tragödie ... davon laß lieber, glaub' mir.“

Deizigen Jahre später erlang die Histori ihren großen Triumph in Paris, wo sie von nun an als Nebenbühlerin der Macht galt. Nach diesem Erfolg schlug ihr Spund im Auftrage des Kaisers vor, dauernd in Frankreich zu bleiben; im Laufe eines Jahres würde sie sich, auf Kosten des Staates, in der französischen Sprache vervollkommen haben und alsdann im Hause Voltaire's auftreten. Die Versicherung war groß, aber sie wollte auf ihre Sprache, auf ihre Heimath nicht verzichten, und sie lehnte das Anerbieten bestimmt ab. Inzwischen sprach sie später, im Jahre 1861 bei ihrem Auftreten in der "Beatriz", einem Stück von Legouvé, im Odéon - Theater französisch, und im Jahre 1862 sprach sie in Londoner Drury Lane - Theater die Rolle der Baby Macbeth englisch. Unter den kleinen Anekdoten, die in dem Fest erzählt werden, seien die folgenden hier wiederzugeben: Bei ihrer ersten Reise nach Paris wollte die Histori gleich am Abend ihrer Ankunft die Comédie Française besuchen. Sie kam einen Moment vor Beginn des Theaters und forderte an der Kasse eine Loge. Der Kassirer betrachtete sie mitleidig und bot ihr dann Billek für ... die Galerie an. Die gefeierte Künstlerin nahm sie an und wohnte der Vorstellung in der respectablen Höhe bei. Als sie einmal im Madrier Theater die Weba spielte, kam zu ihr und bat sie dringend, Gnade zu rücken für einen Soldaten Namens Chayado, der am nächsten Morgen erschossen werden sollte. Sie begab sich eilig zum Minister; der suchte die Äpfel, er vermogte in dieser Sache nichts zu thun. Da fürzte die Tragödin ohne Weiteres in die Loge der Königin und warf sich ihr zu Füßen, und sie erwierte die Rettung des Unglücklichen. Das Publikum klappte frenetisch Beifall. Es war, sagt der Chronist hinzu, eine unbergeliche Stunde, ein Triumph des Herzens und des Mitleids für die beiden Frauen, die wirkliche Heldin und die Königin der Bühne.

Das Theater des Westens wird am 15. September, wie wir hören, mit der komischen Oper "Die Felle nach China" von Franz Bragie, dem Reperthorier der Kaiserin Thea Comique wieder eröffnet. Es beuteten darin von nun an zu spielen die jugendliche dramatische Sängerin Fräulein Selma von Scheib, Fräulein Irma Luffsch (Wien), Emerich Walter (Wiesbaden) und der Spielbariton Herr Franz Borten. Das Gastspiel der Signora Predotti beginnt am 22. September mit "Arabiata", worauf Bizets "Perleschwärmer" folgt. Als Gast für die ganze Saison ist die koloraturfängerin Madame Adier di Montja gewonnen, welche ihr Debut noch vor der Prevotti hat. Das Gastspiel Rothmülls endlich findet Mitte November statt, während die Gastspiele von Gode, Doret und Ritterhaus noch nicht feststehen.

Blauer Silberbüros beide Augen zugebrückt werden. Ein solcher Fall der, wie gesagt, nicht bereinigt werden dürfte, wird gerade heute aus Pontevedra gemeldet. Was es mit der Erschießung eines spanischen Soldaten bei Galdeas angeblich von portugiesischer Seite aus auf sich hat, bedarf dagegen noch der näheren Aufklärung. Die Errichtung eines perthorazentischen Instituts unter Leitung des bekannten Professors an der hiesigen Universität Dr. Ramon y Cajal wird hier geplant.

Lokale und Vermischtes.

Die Herbstparade. Rein Kaiserwetter, das ist die Signatur der diesjährigen großen Parade auf dem Tempelhofer Felde. Der Staub, der sonst in gelblichen Wolken über den schimmernden Regimentslagere, ist heute von dem Nacht- und Frühregen niedergewaschen. Ein leiser Nebel umspinnt die feinen Reiterreihen und hält die hezuvollenden überfallten Pferdebahnen in ein weiches durchsichtiges Gewebe ...

lautlos stehen die Regimenter, ob auch die weitestehenden Kolonnen die losgemauerten porzellanenen, an die marksgewohnten Reine flastern folgte des Sprühregens, der jetzt auf die funkelnden Kolonnen niederfaßt. Das Publikum mehet sich, denn schon ist es acht Uhr, und wer einen guten Platz haben will, muß früh zur Stelle sein, mindestens so früh wie die offiziellen Zuschauer, die Offiziere z. B., a. D. b. R. und d. S. Diese erscheinen jetzt auf der Bildfläche. Dienststricke Odonnanen nehmen ihnen die Paletots ab, und nun öffnet sich der Volksmund zu einem vernünftigen "Ah". Die letzten Uniformen aus allen Kontingenten sind hier versammelt, sogar ein Zehnamter in großer Uniform.

„Was ist denn det für Gener?“ fragt ein neugieriger Berliner Volkstunige. „Det muß ein Wur fin!“ „I wo, die Büren stehen hinter uns!“ „I, wo die Büren stehen Bur aus 'n Kreis Teltow, sondern aus Transvaal!“

„Was ist denn det aber nur für Gener?“ Nun antwortet ein Herr, es sei ein Johammer, worauf die Redensarten verflommen. Auch über die anderen felsamen Uniformen macht das Volk seine Scherze, die oft vorzüglich sind und bei den militärischen Zuschauern ein bisweilen Lächeln hervorbringen, das aber sofort wieder hinter dem starren Dienstgesicht verschwindet.

Nun durchdringen Kommandos die Rebel, die mühsame Arbeit des Anstehens ist beendet: Die langen Reihen erstarren zum „Stillstehen“. Am Horizont erhebet der Kaiser mit seiner glänzenden Suite, in scharfen Cabacho geht es an die lange Front heran, dann verlanqant sich das Tempo, und die Beschichtigung beginnt. Das Publikum behält sich musterhaft und wartet geduldig auf den Vorbeimarsch, der infolge des kalten, faulsternen Wetters geradezu glänzend ausfällt. Wir lassen nachstehenden Bericht folgen:

Der Kaiser kam auf dem Bahnhof Großgörschenstraße an. Der Monarch, der große Generalsuniform trug, mit dem Bande der Schwarzen Adlerorden, führte seine Schwester, die Kronprinzessin Sophie von Griechenland, die eine weiße Robe und einen Kapot mit Silberbeize angelegt hatte, zum vierpännigen, à la Daumont gefahrenen Wagen, begrätzte dann die Seiten des Einganges und befiug hierauf seinen buntelackierten „Perzog“. Ammittele darauf setzten sich die hohen Herrschaften mit Solage in Bewegung. Die Kronprinzessin von Griechenland begleitete die Kaiserin durch Kaiserin Sophia von Griechenland, die zwei zweiten Abgange folgten mit ihrem Gouverneur Grafen Platen-Spatern und drei jüngsten kaiserlichen Prinzen, die weiße Matrosenanzüge trugen. Diesen schloß sich das Gefolge an. Mit stürmischen Hoch

Das Gerücht, wonach Ehe Lehmann von Baron Bergen für das Neue Hamburger Schauspielhaus gewonnen sein sollte, geht darauf zurück, daß der Künstler thätiglich ein dahin gehender Antrag gemacht worden ist. Herr Berger bot nach Wiener Methoden Graf Lehmann ein Engagement mit 24.000 Mark Jahresgehalt, doch lehnte die Künstlerin ab und beschloß, die, wie schon bekannt, auf weitere fünf Jahre dem Deutschen Theater.

In Sachen der Gesellschafung des Künstlerpaars Josef Tario und Susi Niese ist nach einer Mitteilung des Ministerpräsidenten in Budapest vom 29. August nunmehr das Aufgelobt erfolgt. Die Nachricht hiesiger Blätter, wonach die Ehe zwischen dem Paar bereits geschlossen sein sollte, war also verfrucht.

Ueber Friedrich Nietzsches Geselshafung erfahren wir, daß trotz der ausfichtlosen Umstände, welcher der Richterbescheid verfallen ist, sich demnach zuweilen noch etwas wie das Bewußtsein seiner gegenwärtigen Lage in ihm regt; man erzählt er der Schwester Hand und sagt leise die Worte: „Schwester, nicht wahr, nun sind wir glücklicher?“

Die Produkte der Berliner künftlichen Porzellanmanufaktur. Man schreibt uns: Das Schloß zu Ansbach, durch seine Porzoll- und Porzoll-Expositionen eines der bedeutendsten Denkmale des Geschmacks des achtzehnten Jahrhunderts, birgt in seinen zweiundzwanzig Fürstzimmern auch einen großen Schatz an Werken jener Kunst, die das höchste Entzücken der Kunstfreunde jener Zeiten war: der deutschen Porzellanmanufaktur. Und zwar ist unter den in Betracht kommenden Manufakturen neben Meissen und Weimberg, die Berliner in hervorragender Weise vertreten. Man kann sich einen mag von den Leistungen der damals unter Gleitsing's Leitung stehenden und allgemein als Gehenswürdigkeit geltender Berliner Porzellanfabrik ebenso entzückt sehen wie sein Onkel, Friedrich der Große, selbst, dessen Lieblingsbeschäftigung diese Kunst- und Fabrikthätigkeit“ ja bekanntlich war; denn wenn auch manche der kostbaren Produkte der Manufaktur als Gefächte nach Ansbach gekommen sind, so ist der größte Theil doch durch Kauf erworben. Auf alle Fälle hat der Kaiser ein Schatz zusammengebracht, ohne dessen Einbeziehung die Berücksichtigung es unmöglich sein dürfte, sich ein genügendes Bild von den Leistungen jener ersten und wichtigsten Epoche unserer Porzellanmanufaktur zu machen. Um so willkommener wird daher jeden Freunde der Berliner Kunstgeschichte ein Werk sein, das die prächtigsten Stücke dieses Porzellanfabrikates auf 30 Tafeln abbildet und von dem Antiquariate Ernst Giritz, München, herausgegeben wird. Es ist hier natürlich nicht der Platz, alle die abgebildeten Objekte zu beschreiben, es seien aber hervorgehoben ein prachtvoller, von zwei Seiten aufgenommener Porzellanthurm, ein Gefäß des großen Königs aus dem Jahre 1772, und ein Pendant hierzu, eine Porzellanvase, die auf dem Silberfahnen den Namen des Thronerben — Grafen Berlin — trägt. Und es mag zum Schluß betont werden, daß die hier gegebenen Abbildungen vollkommen das Urtheil des Geschichtsschreibers der Manufaktur bestätigen, das „die feine plastische Durchführung, Schönheit und Weiche der angebotenen Farben“ zu loben vermag.

